

Die Liebe

Abschiedsvorlesung von Professor Dr. Karl Barth, aus
«Einführung in die Evangelische Theologie», erschienen
im EVZ-Verlag Zürich, gehalten in Basel am 1. März 1962

Über das hinaus, was in der vierten Reihe dieser Vorlesungen – bisher unter den Titeln: Gebet, Studium, Dienst – von der theologischen Arbeit gesagt wurde, muss nun abschliessend ein Wort des Hinweises auf das Prinzip gewagt werden, unter dessen Herrschaft sie allein die Verheissung hat, ein gutes, Gott wohlgefälliges und dem Menschen hilfreiches Werk zu sein – ohne dessen Wirksamkeit sie das nimmermehr werden noch sein kann. Je mit dem Wagnis eines solchen Hinweises hatten wir ja auch unsere drei vorangehenden Reihen abzuschliessen. Um den Geist ging es am Ziel der ersten, um den Glauben am Ziel der zweiten, um die Hoffnung am Ziel der dritten Reihe: unter verschiedenen Gesichtspunkten jedesmal um die Bedingung theologischer Wissenschaft, die sie nur als ihr von ihrem Gegenstand her vorgegebene erkennen, mit der sie nur als mit einem ihr frei zugewendeten Geschenk umgehen kann: nur eben dankbar – aber eben in Dankbarkeit entschlossen, sie ins Werk zu setzen – so und in dem allem wohl wissend, dass ihr Tun, wäre ihm diese *conditio sine qua non* nicht vorgegeben, bei aller

ihm im übrigen vielleicht eigenen Vollkommenheit kalt, unfruchtbar, tot und ungut sein und bleiben müsste. Der Geist allein, der Glaube allein, die Hoffnung allein zählt, haben wir bisher gehört.

Und nun blicken wir unter dem besonderen Gesichtspunkt unserer letzten Reihe noch einmal auf die der Theologie von ihrem Gegenstand her zukommende, von ihm her entgegen zu nehmende, durch seine befreiende Macht tätig zu erfüllende Grundbedingung und wagen den Satz: Theologische Arbeit ist da (nur da! aber da gewiss!) ein gutes Werk, wo sie in der Liebe getan werden darf und entschlossen getan wird. Also: Die Liebe allein zählt. Sie zählt aber wirklich. Sie baut auf, hat Paulus tröstlich geschrieben, und später: sie hört nimmer auf, mit dem Glauben und der Hoffnung zusammen bleibt sie (und das als «die höchste unter diesen»!) auch im Vorübergehen alles Anderen. Derselbe Paulus hat aber auch gewarnt: Die Erkenntnis als solche, die Erkenntnis in abstracto, die theologische Bemühung und Arbeit an sich baue nicht, sondern blähe auf, und später: dass er, der Apostel, wenn

er der adaequatesten Menschengesprache, ja der Sprache der Engel kundig wäre, die Liebe aber nicht hätte, nur ein tönender Gong oder eine klingende Schelle – dass er, mächtig der prophetischen Rede, wissend um alle Geheimnisse, im Vollzug und Genuss aller Erkenntnis, ohne die Liebe nichts, gar nichts wäre! Wir lassen uns warnen und trösten: Theologische Arbeit ohne die Liebe wäre – und würde da noch so ernstlich gebetet, noch so gründlich und ausgebreitet studiert, noch so eifrig gedient – ein elendes Klopffechten und Strohdreschen. Sie kann nur – sie darf und soll aber im Empfang und in der Betätigung der freien Gabe der Liebe als gutes Werk in Angriff genommen, fortgeführt und zum Ziel gebracht werden. Davon soll jetzt – im Abschluss nicht nur dieser unserer vierten Reihe, sondern dieser ganzen «Einführung in die evangelische Theologie» noch etwas gesagt werden.

Wie sollte es vermeidlich sein, bei dem Wort «Liebe» zunächst an den in der Lehre Platons so hoch gepriesenen Eros zu denken? «Liebe» als Eros ist (allgemein) das urgewal-

tige Begehren, Drängen, Treiben und Streben, in welchem ein geschöpfliches Wesen seine Selbstbehauptung, Selbstbefriedigung, Selbstverwirklichung, Selbsterfüllung in seinem Verhältnis zu einem Anderen, nämlich darin sucht, sich diesem anzunähern, es für sich zu gewinnen, es zu sich zu nehmen, es sich möglichst eindeutig und endgültig zu eigen zu machen. Und «Liebe» (im Besonderen) als wissenschaftlicher Eros ist dasselbe Begehren in seiner intellektualen Gestalt: der Schwung, in welchem sich menschliches Erkennen seinen Gegenständen entgegentragen lässt und ihnen entgegeneilt, um sich mit ihnen, sie mit sich selbst zu vereinigen, sie so in seinen Besitz und seine Macht zu bringen, sie so zu genießen.

Ohne wissenschaftlichen Eros – wir erinnern uns an das, was hier über das Studium als solches gesagt wurde – gibt es auch keine theologische Arbeit, so gewiss diese auch eine menschlich-intellektuale und in ihrem physischen Substrat auch eine menschlich-vitale Bewegung ist. Was deren vom Menschen um seiner Selbstbehauptung und Selbsterfüllung willen begehrtes Objekt betrifft, so oszil-

lierte der theologisch-wissenschaftliche Eros von jeher und oszilliert er noch heute: Er kann es nämlich vorwiegend (vielleicht gar ausschliesslich) auf Gott oder vorwiegend (und wieder vielleicht ausschliesslich) auf den Menschen abgesehen haben. Es kann das erkennende Subjekt primär an Gott oder primär am Menschen interessiert sein, vor Allem Gott oder vor Allem den Menschen durchschauen, in seine Macht bringen und geniessen – in diesem Sinn: erkennen wollen. Wie der wissenschaftliche Eros sich in der antiken und mittelalterlichen Theologie im Ganzen mehr in der ersten, theozentrischen Richtung auslebte, so in der neueren, durch Cartesius bestimmten, im Ganzen mehr in der zweiten, anthropozentrischen: beides nicht ohne Grund im Gegenstand der Theologie, sofern es sich ja in ihm in der Tat um Gott und um den Menschen handelt. Nur dass es von dorthier zu solcher Entzweiung, zu solchem Oszillieren, zu solchem Schwanken zwischen beiden, wie es in der Geschichte des theologisch-wissenschaftlichen Eros sichtbar ist, nicht kommen könnte! Auch das kommt nicht vom Gegenstand der Theologie her,

liegt aber allerdings im Wesen des wissenschaftlichen Eros, dass, wer sich als Theologe von ihm beherrschen und treiben lässt, so merkwürdig zu schweifen in der Lage ist: gestern noch in den Gefilden des Idealismus oder Positivismus oder Existentialismus, heute wohl zur Abwechslung auch in denen des Alten und Neuen Testamentes, morgen aber (wer weiss?) ebenso gut in denen der Anthroposophie, der Astrologie, des Spiritismus. Was könnte da nicht «interessant», ein dringendes «Anliegen» werden? So ist es dem wissenschaftlichen Eros als solchem, wenn er sich auf dem Feld der Theologie auswirkt, eigentümlich, deren Gegenstand beständig mit anderen Gegenständen zu verwechseln und zu vertauschen. Und erst recht ist es nur aus seiner Natur zu erklären, dass, sofern er das Motiv der theologischen Arbeit ist, weder Gott um Gottes, noch der Mensch um des Menschen willen, sondern Gott wie der Mensch im wohlverstandenen, im tiefsten Interesse des theologisierenden Subjektes und also in dessen Selbstliebe geliebt und zu erkennen versucht wird.

Täuschen wir uns nicht darüber, dass diese die Divinität wie die Humanität brauchende und darum begehrende Liebe, wo theologische Arbeit getan wird, so gewiss es Wesen von Fleisch und Blut sind, die sie tun, immer auch auf dem Plan ist! Und meinen wir auch nicht, leugnen zu sollen und zu dürfen, dass diese Art Liebe innerhalb der menschlichen Situation – sagen wir für einmal: als ausgezeichnetes Phänomen menschlichen Geisteslebens – auch ihre eigentümliche Würde, Kraft und Bedeutsamkeit hat: es ist wahrlich nichts Geringes, wenn Menschen der Meinung sind, in ihrem eigenen Interesse Gott oder den Menschen oder Gott und den Menschen lieben und also erkennen zu müssen und zu wollen.

Eines aber kann unter keinen Umständen zugegeben werden: dass Liebe dieser Art mit der identisch sei, die die theologische Arbeit zu einem guten Werk macht, ohne die sie das sicher nicht werden und bleiben kann. Vom Eros zu sagen, dass er durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist, ausgegossen werde in unsere Herzen, dass er «aufbaue», dass er «nimmer aufhöre», dass nichts uns von

ihm zu scheiden vermöge (spätestens unser Tod tut das sicher): ihn mit dem Glauben und der Hoffnung in einem Atem zu nennen, ihn mit ihnen zusammen als das in dem allgemeinen grossen Vorübergehen Bleibende zu erklären, das würde offenbar (von der Geschmacklosigkeit solcher Kombinationen abgesehen!) nur dem möglich sein, der blind oder frech genug wäre, an dem, was Paulus und das Neue Testament überhaupt mit diesen und ähnlichen Worten gemeint und gesagt haben, konsequent vorbei zu reden.

Es ist doch wohl kein Zufall, dass schon das Wort «Eros» wie das entsprechende Verbum bei Paulus und im übrigen Neuen Testament nun einmal nicht vorkommt. Das neutestamentliche Wort für «Liebe» heisst Agape. Und aus den Zusammenhängen, in denen es vorkommt, ergibt sich eindeutig, dass es eine Bewegung bezeichnet, die ziemlich genau in umgekehrter Richtung verläuft als die des Eros. Liebe im Sinn von Agape ist freilich auch – das ist das Einzige, was sie mit der Erosliebe gemeinsam hat –

das totale Suchen eines Anderen: ein solches aber, als dessen Ursprung der Liebende niemals eine ihm eigene Nötigung, sondern eine ihm nur eben geschenkte, ihm selbst also ursprünglich fremde, eine ganz neue Freiheit für den Andern verstehen wird. Er von sich aus müsste und würde ihn durchaus nicht lieben – er darf es aber und indem er es darf, tut er es. Weil er für ihn frei ist, liebt er ihn, liebt er also nicht ins Blaue, nicht schweifend, nicht zerstreut, sondern gesammelt. Und weil er für ihn frei ist, sucht er ihn nicht, weil und indem er ihn für sich selbst, als Mittel zu seiner Selbstbehauptung und Selbsterfüllung braucht. Der Liebende sucht ihn nur eben um seiner selbst willen. So will er ihn nicht für sich gewinnen und haben, um ihn und seine Macht über ihn zu genießen. So tritt er seiner Freiheit überhaupt nicht zu nahe, so ist er nur eben seinerseits, indem er auch seine Freiheit ehrt, ganz frei für ihn. Er liebt ihn gratis, will sagen: er will nichts von ihm; er will nicht von ihm belohnt sein – er will nur eben für ihn da sein, sich eben nur an ihn hin- und hergeben, sich ihm nur gerade schenken, so, wie es ihm

selbst nur eben geschenkt ist, ihn lieben zu dürfen. Ist Liebe im Sinn von Agape wohl auch ein Suchen, so ist sie nun doch kein interessiertes, sondern – «Geben ist seliger als Nehmen» – ein souveränes Suchen des Anderen: souverän gerade darin, dass es nicht auf die Souveränität des Liebenden, sondern auf die des Geliebten zielt und gerichtet ist. So ist Liebe im Sinn von Agape, nochmals mit Paulus zu reden: langmütig und gütig, eifert und prahlt sie nicht, bläht sie sich nicht auf, tut sie nichts Unpassendes, sucht sie nicht das Ihre, ... freut sie sich der Wahrheit, erträgt, glaubt, hofft, duldet sie Alles. Agape verhält sich zu Eros wie Mozart zu Beethoven. Was gäbe es da zu verwechseln? Agape ist, an allem Rechthaben und Besserwissen, an allen Händeln vorbei, ein schlechthin positives Streben zum Andern hin.

Und nun mag die Frage hier offen bleiben, ob es nicht auch den anderen Wissenschaften bekömmlich wäre, wenn das regierende Motiv auch ihres Betriebs nicht der Eros, sondern die Agape wäre. Für die theologische Arbeit ist diese Überordnung lebensnotwendig und darum unab-

dingbar. In ihr kann jenes Interesse des erkennenden menschlichen Subjektes, kann jener Schwung, in welchem es sich dem zu erkennenden Gegenstand zu seiner Selbsterhöhung entgegentragen lässt und ihm entgeneilt, zwar auch nicht einfach unterdrückt werden und verschwinden, kann Eros aber nicht das herrschende, sondern nur das dienende Motiv sein. In ihr wird das Begehren und die Lust, sich des Gegenstandes zu bemächtigen, auf der ganzen Linie nur den Sinn eines ersten unvermeidlichen Aufbruchs in der Richtung auf ihn hin haben können: eines Versuchs, der es sich dann gefallen lassen muss, dem Gegenstand gemäss, im Verhältnis zu dem, in der Richtung auf den er gewagt wird, einem ganz anderen Versuch gegenüber zurückzutreten, durch ihn nicht nur gereinigt und kontrolliert, sondern transformiert und so ihm integriert zu werden. Nicht mit dem wissenschaftlichen Eros als solchen, wohl aber mit dessen Herrschaft muss und wird es in der theologischen Arbeit vorbei sein. Die in ihr herrschende Liebe kann nur die dem erkennenden menschlichen Subjekt und seinem Eros gegenüber von

dem in ihr zu erkennenden Gegenstand her neu und fremd auf den Plan geführte Agape sein.

Der Gegenstand der theologischen Arbeit ist nämlich einer: das verbietet ihr nicht nur das Schweifen und die Zerstreuung in alle möglichen Tiefen, Höhen und Weiten, sondern schon jene Entzweiung, in der sie, wie es so oft geschehen ist, zwischen Gottes- und Menschenfreundschaft jetzt nach dieser, jetzt nach jener Seite reagierend, hin und her schwanken dürfte. Ihr Gegenstand ist ja der eine wahre Gott – nicht in seiner Aseitität und Independenz, sondern in seiner Vereinigung mit dem einen wahren Menschen, und der eine wahre Mensch wieder nicht in seiner Independenz, sondern in seiner Vereinigung mit dem einen wahren Gott. Ihr Gegenstand ist ja Jesus Christus, das heisst aber die Geschichte der Erfüllung des Bundes zwischen Gott und Mensch; die Geschichte, in der es geschah – und zwar einmalig und ein für allemal, aller Überbietungen spottend, geschah – dass der grosse Gott sich in der ihm ursprünglich eigenen Freiheit dazu her- und dahingab, des kleinen Menschen Gott zu sein, in der sich

aber auch der kleine Mensch in der ihm von Gott dazu gegebenen Freiheit dazu her und dahingab, des grossen Gottes Mensch zu sein. Der Gegenstand des theologischen Erkennens ist dieses Bundesgeschehen und in ihm die den Menschen mit Gott und Gott mit dem Menschen vereinigende vollkommene Liebe, in der darum keine Furcht ist, die darum alle Furcht austreibt, weil Gott in ihr den Menschen um seiner selbst willen und so auch der Mensch Gott um seiner selbst willen geliebt hat, weil da auf beiden Seiten kein Bedürfen, Wünschen und Begehren, sondern nur eben die Freiheit gratis für einander da zu sein, am Werk war: Gottes ihm ursprünglich eigene Freiheit für den Menschen und zugleich die dem Menschen geschenkte Freiheit für Gott – Agape, die zugleich von oben herab und in der Macht dieses Herabsteigens von unten hinauf steigt – Beides, nein dieses Eine in der gleichen Souveränität. Ist aber Jesus Christus und also die vollkommene Liebe der Gegenstand des theologischen Erkennens, dann kann nur sie die dieses beherrschende und gestaltende Urbild und Prinzip sein. Dass es ihm nie gleich, sondern im Ver-

hältnis zu ihm immer ein unvollkommenes, ein inadaequates, weil durch allerhand ungebändigt und unbekehrt mitlaufenden Eros getrübt es Erkennen sein wird, dafür ist jetzt und hier, im Stand und Gang der *theologia viatorum*, die ja lauter simul *justi et peccatores* sind, gesorgt. Das kann aber nicht bedeuten, dass es sich dem Herrschen und Gestalten der vollkommenen Liebe entziehen, seine kleinen Schritte auf einen anderen als dem durch sie gewiesenen Weg tun dürfte. Theologisches Erkennen, theologisches Aufwerfen und Beantworten der Wahrheitsfrage wird vielmehr gerade nur in dem Mass wohlgetan sein, als es *per speculum* – und wäre der Spiegel noch so trübe – das Leben und Walten der vollkommenen Liebe sichtbar werden lässt. Es wird als *opus operantis* gutes, Gott und den Menschen angenehmes, der Kirche und der Welt heilsames Tun sein, sofern es im Blick auf das *opus operatum* Jesu Christi frei ist, bleibt und immer neu wird für die Freiheit, in der Gott sich dem Menschen gratis dahingegeben, und die er dem Menschen gegeben hat, sich ihm wieder gratis hinzugeben. Es wird sich als evangelisch-

theologisches Erkennen in keinem Wünschen, Postulieren, Fordern, sondern nur eben im Anerkennen und Bestätigen dessen vollziehen können, was ihm in diesem seinem Gegenstand und so als sein eigenes Urbild vorgegeben ist. In dieser der vollkommenen Liebe untergeordneten, folgenden, entsprechenden, sie in aller Unvollkommenheit nachbildenden Orientierung besteht das, was man etwas trocken als die Sachlichkeit der theologischen Arbeit in allen ihren Disziplinen bezeichnen mag. In dieser Sachlichkeit gepflegt und getrieben wird sie – um die Stichworte unserer ersten Vorlesung noch einmal in Erinnerung zu bringen – bescheidene, freie, kritische, fröhliche Wissenschaft sein.

Wird sie es wirklich sein? Dass sie es wird und ist, das können sich die, die in ihr tätig sind, nicht nehmen. Wie sie sich ja auch den Heiligen Geist, den Glauben, die Hoffnung nicht nehmen, nicht erarbeiten, nicht beschaffen können. Gerade die entscheidende Voraussetzung der theologischen Arbeit ist auf der ganzen Linie auch ihre

Grenze. Es ist gut, dass dem so ist. Denn das bedeutet, dass die in ihr Tätigen auf der ganzen Linie über sich selbst und ihr hinauszublicken genötigt sind, um eben so recht zu tun, was sie tun. So steht es auch mit der vollkommenen Liebe, unter deren Aspekt wir heute die entscheidende Voraussetzung der Theologie noch einmal ins Auge zu fassen versuchten. Eros kann man in irgendeiner Gestalt und Kräftigkeit bei jedermann voraussetzen, Agape bei niemandem. Sie kann von einem Jeden und so auch von jedem Theologen jeder Zeit und jedes Raumes nur als Geschenk empfangen und ins Werk gesetzt werden. Sie ist (Röm. 8, 39) «in Christus Jesus unserem Herrn». Sie ist wo er ist, wirkt und redet. Und weil er unser souveräner Herr ist, gilt von ihr, was Luther vom Worte Gottes gesagt hat: es sei «ein fahrender Platzregen», der jetzt hier fällt, um dann nicht mehr hier, sondern anderswo zu fallen: mit der Folge, dass das theologische Erkennen immer nur mehr oder weniger in jener Liebe geschehen und also ein gutes Werk sein kann. Von ihm, in welchem jene Liebe göttlich und menschlich wirklich und wahr ist, gilt

aber auch, dass, wer seinen Namen anruft, gerettet werden wird, das heisst, dass er mit oder ohne Platzregen unter der Verheissung leben und wirken, beten, studieren und dienen, wahrnehmen, denken und reden und endlich einmal auch sterben darf: dass die vollkommene Liebe, ob sie ihm jetzt mehr oder weniger offen oder verborgen erscheinen mag, der Himmel ist, der sich auch über ihm ausspannt. Nach ihr sich auszurichten, sein bisschen Erkennen durch sie orientieren zu lassen, wird nie umsonst sein, wenn man weiss, wo man sie zu suchen hat. In ihm, in welchem der Bund zwischen Gott und dem Menschen erfüllt ist, bleibt sie, auch wenn die Theologen kommen und gehen, auch wenn es in der Theologie jetzt heller, jetzt dunkler zugeht: wie ja die Sonne auch hinter den Wolken – vielmehr siegreich über ihnen «die güldene Sonne» ist und bleibt. Um die vollkommene Liebe zu wissen als um die *conditio sine qua non* rechter Theologie ist auf alle Fälle: auch wenn man gerade nur nach ihr seufzen kann, besser, als nicht um sie zu wissen. Schon um sie zu wissen – und zu dem Ende tut man theologische

Arbeit, um jedenfalls um sie zu wissen – ist Anlass genug, um in den Lobpreis Gottes (des Bundesgottes, des Gottes, der selbst die Liebe ist) in jenem bekannten Stück der altkirchlichen Liturgie einzustimmen, dessen Worte nun unser Schluss sein mögen:

Gloria Patri et Filio et Spiritui sancto, sicut erat in principio et (est) nunc et (erit) semper et in saecula saeculorum!